

Zur Situation des Judendeutschen im 19. Jahrhundert

Die der internen Kommunikation der Juden dienende Sprache im deutschen Sprachraum – von den ältesten Belegen im Mittelalter bis zur Emanzipationszeit – wird heute Westjiddisch genannt. Diese Bezeichnung halte ich für irreführend und greife auf die ältere, jetzt meist abgelehnte Benennung Judendeutsch zurück, weil diese Sprache der Juden nachweislich einen deutschen Soziolekt, mithin eine Varietät des Deutschen darstellt. Das sogenannte Ostjiddische hingegen ist – heute von niemandem mehr bestritten – eine selbständige Einzelsprache. Darum empfiehlt es sich nicht, West- und Ostjiddisch zusammenzufassen und unter den Oberbegriff Jiddisch zu subsumieren.¹

Das Judendeutsch begann mit der Emanzipation zu schwinden und ist im 20. Jh. bis auf geringfügige Reste erloschen. Wenn diese Existenzform des Deutschen im 19. Jh. untersucht werden soll, ist es unerlässlich, auf das 18. Jh. zurückzuschauen, denn die Genese des Sprachproblems hängt unmittelbar mit dem Kampf um die Judenemanzipation zusammen. Als wichtigstes Dokument dieses Kampfes, geführt von Nichtjuden im Rahmen und im Namen der Aufklärung, wird Christian Wilhelm Dohms „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“² angesehen. In dieser ausführlichen und subtilen Darstellung der Lage der Juden in Deutschland und der Möglichkeiten ihrer Angleichung an die Umwelt und ihrer Integration in sie suchen wir ein Wort über die Judensprache vergebens. Von der Regierung wird gefordert, sie solle „für die sittliche Bildung und Aufklärung der Juden“ sorgen, und zwar dafür, daß neben den „geheiligten Lehren der Väter auch der Verstand der Juden durch das helle Licht der Vernunft, der Erkenntnis der Natur ... erleuchtet“ wird (S. 120). Jüdische Kinder sollten lernen, was sie für ihren künftigen Beruf brauchen. „Dieß müßte entweder in den jüdischen Schulen geschehen“ oder es müßte Eltern erlaubt werden, „ihre Kinder in die christlichen Schulen ... zu schicken“ (S. 121). An dieser Stelle hätte man ein Wort über das Sprachproblem erwartet. Da es ausbleibt, sehen wir uns auf das argumentum e silentio angewiesen: Vermutlich setzte Dohm bei jüdischen Schülern Diglossie – Juden- und Standarddeutsch – voraus, oder er

¹ Vgl. dazu Simon 1988.

² Dohm 1781.

meinte, die Schüler würden sich ohne Förderungsmaßnahmen sprachlich angleichen.

Drei Jahre bevor Dohms Werk erschien, hatte Moses Mendelssohn (zusammen mit David Friedländer) in Berlin die jüdische Freischule gegründet, die genau das anstrebte, was Dohm postulierte. Das bezeugt das Lesebuch dieser Schule, auf das noch zurückzukommen sein wird. Die Freischule, die übrigens auch christlichen Kindern offenstand, war nicht das einzige Mittel, dessen Mendelssohn sich bediente, um die Judenschaft zur Sprachkultur der Umwelt zu erziehen: Er schuf eine Bibelübersetzung in „reinem Deutsch“, die mit hebräischen Lettern gedruckt wurde, damit diejenigen sie lesen konnten, denen er sie zudachte. (Daß diese Bibelübersetzung zugleich den Zweck verfolgte zu verhindern, daß weltlich gebildete Juden zur Luther-Bibel griffen, kann hier vernachlässigt werden.) Mendelssohn war gewiß nicht der einzige Jude, der über europäische Bildung verfügte, doch durch sein Eintreten für die Emanzipation wurde er zum Verkünder der Tendenzen seiner Zeit: der deutschen Aufklärung.³

Mendelssohn verlebte in Dessau seine Kindheit, eingebunden in die Gemeinschaft, in der Judendeutsch Kommunikationsmittel war, und er mußte – nach eigener Aussage – erhebliche Mühe darauf verwenden, „reines Deutsch“ zu erlernen. Die Bemühungen Mendelssohns und anderer, den Juden ihren speziellen Soziolekt abzugewöhnen, führten nicht mit einem Schlag zum Erfolg: Im 19. Jh. war Judendeutsch noch verbreitet. An schriftlichen Quellen, wie Briefen, Geschäftsbüchern usw., läßt sich der Sprachstand ablesen. Wie aber ist die mündliche Kommunikation vorzustellen? Auf diesem Gebiet bestehen erhebliche Forschungslücken; das ist begreiflich, die Quellen fließen spärlich.

Zunächst müssen wir zwischen gruppeninterner Kommunikation und dem Verkehr mit der nichtjüdischen Umwelt unterscheiden. Daß es Verständigungsschwierigkeiten gegeben hätte, ist nicht überliefert, wohl aber ist bezeugt, daß die Sprechweise von Juden als fremdartig, befremdlich, abstoßend oder komisch empfunden wurde. Aufschlüsse gewährt Sprachparodie, gewährt Figurenrede in belletristischen Texten, in denen Juden sprechend auftreten; darauf haben in letzter Zeit Literaturwissenschaftler ihr Augenmerk gerichtet. Auf diese Arbeiten kann verwiesen

³ Im Jahr 1783, also zu Mendelssohns Lebenszeiten, führten jüdische Laienschauspieler in Dessau das Lustspiel „Der Mißtrauische“ von Weiße auf, die, wie Figura zeigt, in der Lage waren, „reines Deutsch“ zu sprechen. Ein wohlwollender Nichtjude spendete ihnen in einer Kritik Lob für die Aufführung und suchte sie in ihrem Bildungswillen zu bestärken. (vgl. Literatur- und Theater-Zeitung, 6. Jg., Berlin 1783, S. 235ff.; zitiert nach Simon 1987, S. 9f.).

werden.⁴ Im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen Romane von Gustav Freytag und Wilhelm Raabe, um hier als Beispiele nur die Werke zweier bekannter Schriftsteller zu nennen.

Es wird heute allgemein akzeptiert, daß Judenrede in der Belletristik des 19. Jh. bestimmten Mustern folgt, zum Klischee geworden ist, bei dem die Spezifika in erster Linie die Syntax, weniger die Phonetik und kaum die Lexik betreffen. (Lexikalische Besonderheiten, meine ich, mußten schon deshalb vermieden werden, weil die Leser semitische Etyma gar nicht verstanden hätten; vermutlich haben auch die Autoren sie nicht gekannt, abgesehen von einigen Bezeichnungen, die in die niedere deutsche Umgangssprache eingegangen sind.)

Die zuweilen strittige Frage, ob die Judenrede in einigen belletristischen Werken antisemitische Gesinnung zum Ausdruck bringt, ist für unseren Zusammenhang nicht relevant. Wichtig ist, als Ergänzung vorliegender Arbeiten zu betonen, daß (bei Freytag, Raabe u.a.) als Modell für die Stilisierung der Judenrede nicht wirkliches Judendeutsch oder gar Jiddisch gedient hat, sondern das Deutsch, das jiddische Muttersprachler im Verkehr mit Nichtjuden verwendeten: Sie beabsichtigten, Standarddeutsch zu sprechen, aber das gelang ihnen nur mit Interferenzfehlern aus dem Jiddischen. Diese Fehler waren syntaktischen und phonetischen Charakters, durch die die Verständlichkeit nicht beeinträchtigt wurde. Da das Komponentenbewußtsein in der Regel gut ausgebildet war, auch bei ungebildeten Jiddischsprechern, ließen sich lexikalische Interferenzen, besonders semitische Etyma, vermeiden, die die Rezeption der Rede behindert hätten.

Während also die in belletristischen Texten vorgeführte Rede von Juden nur bedingt als Informationsquelle für das Judendeutsch des 19. Jh. nützlich ist, hilft uns – neben schriftlichen Primärquellen, wie Briefen usw. – die Sprachbeschreibung: Das 1844 in Hamburg erschienene Werk von Anton Rée über Sprachverhältnisse bei den Juden seiner Zeit⁵ gibt uns ein ausgezeichnetes Material an die Hand. Einige Thesen des Verfassers sind heute nicht mehr diskussionswürdig, so z.B. die Behauptung, sprachliche Besonderheiten seien auf die Eigentümlichkeiten des Körperbaus zurückzuführen (S. 74ff.); dem widerspricht allerdings Rées pädagogisches Hauptanliegen: Den Kern seiner Darlegungen bilden Ratschläge, wie das Judendeutsch überwunden werden kann. Der Körperbau läßt sich aber nicht ändern! Auf der anderen Seite muten die Erkenntnisse

⁴ Z.B. Gelber 1986.

⁵ Rée 1844.

des Autors modern an: Sie sind noch heute anregend und vermitteln zuweilen den kuriosen Eindruck, Rée kenne den heutigen Stand sprachwissenschaftlicher Forschung.

Der Verfasser konstatiert, nicht alle Juden, aber die meisten erkenne man an ihrer Sprache (S. 1), für die sich Nichtjuden kaum interessieren, da sie sie mit Gaunersprache gleichsetzen. Das Judendeutsch sei nicht als Jargon, nicht als verderbte Sprache aufzufassen, sondern es folge Gesetzen (S. 15), darum bezeichne er es als „die jüdische Mundart“ (S. 2). Einige Juden halten das Judendeutsch für fehlerhaftes Deutsch (S. 12) und bekämpfen es leidenschaftlich, andere ergreifen nicht weniger enthusiastisch für diese tradierte Sprachform Partei, kurz: die Wertungen seien entgegengesetzt (S. 10). Derartige extreme Positionen gebe es zwar noch, sie seien aber veraltet, da die fieberhafte Aufregung über die Emanzipation nun abgeklungen sei (S. 16). Objektive Beurteilung sei nun möglich und auch notwendig (S. 11); es sei ein Bedürfnis, die judensprachlichen Besonderheiten zu erforschen (S. 30) und den Juden sei das Recht auf sprachliche Besonderheiten nachdrücklich zuzugestehen (S. 26).

Es fällt auf, daß der Autor immer wieder auf seine Objektivität pocht. Gewiß, er wahrt die Höflichkeit gegenüber Verteidigern des Judendeutschen und nennt sie „die edeln Männer alten Schlags in unsern Gemeinden, und man müßte keine Ahnung vom Idealen überhaupt haben, wenn man an der Aufrichtigkeit und Redlichkeit solcher Gesinnungen nur im entferntesten zweifeln wollte“ (S. 44). Er betont, nicht alle Elemente des Judendeutschen seien zu beseitigen (S. 123), rein kirchliche Ausdrücke seien überhaupt nicht zu bekämpfen (S. 137); wir ergänzen: weil es sich dabei um Termini technici handelt. Aber dann läßt Rée doch die Katze aus dem Sack: „Die jüdische Mundart [muß] ausgerottet [sic!] werden vom Erdboden“, es wird „auch vor der vollständigen Vernichtung [sic!] des besondern Dialects an keinen entschiedenen Sieg der Umwälzung unter den Juden zu denken sein“ (S. 61). Das sind starke Worte! Um Ausrottung und Vernichtung geht es dem Verfasser. Das und nichts anderes ist das Ziel seiner Publikation; wie es zu erreichen sei, bildet den Hauptinhalt des Werks. Warum? Durch ihre besondere Mundart werden die Juden zum Gespött der Umwelt (S. 40), das Judendeutsch sei nicht zeugungsfähig, weil es – wie auch die Volksdialekte der Nichtjuden – primitiver sei als die Literatursprache (S. 109); die Simplizität zeige sich z.B. im Fehlen der Hypotaxe (S. 71). Groß sei „der materielle Schaden, welchen die Mundart mit sich führt“ (S. 34), und schließlich sei der Glaube, die jüdische Religiosität, nicht mehr mit der Sprachform verbunden (S. 46).

Hier soll weder der Gehalt von Rées Werk ausgeschöpft, noch sollen alle seine weiterführenden Erkenntnisse aufgelistet werden, obgleich dies lohnend wäre; wir wollen lediglich einem Gedanken folgen, der auf Forschungslücken hinlenkt. Der Verfasser wendet gegen das Judendeutsche ein, „daß es schwerlich auch nur zwei Örter giebt, an denen unser Dialect völlig auf dieselbe Art gesprochen wird“ (S. 95f.), so daß man sich versucht fühle, „nicht weiter von einer, sondern von mehreren jüdischen Mundarten zu reden“ (S. 96). Es gibt also gravierende regionale Unterschiede! „Selbst bei der deutlichsten Ausprägung der jüdischen Sprachweise tritt in ihr nicht nur die Landessprache überhaupt, sondern auch ein bestimmter Dialect derselben ... hervor“ (S. 3). Und doch betont Rée die Einheit des Judendeutschen (S. 4), die Vielheit verschwinde zugunsten einer „höhere[n] Einheit“ (S. 96).

Worin besteht die Vielfalt, die im wesentlichen noch der Erforschung harret? Auf genaue Beobachtung gründet sich der Hinweis, das Judendeutsche erscheine „in sehr verschiedenen Graden“ (S. 86), und das hänge vom Bildungsgrad des Sprechers ab. Mit dieser Feststellung wird auf die gleitenden Übergänge zwischen Soziolekt und Standardsprache angespielt, wie wir sie ja aus dem Kontakt zwischen deutschen Dialekten und deutscher Standardsprache kennen, der zu häufigen wechselseitigen Interferenzen führt. Wichtig ist die Bemerkung, das altjüdische Leben habe eine geschäftliche und eine religiöse Seite (S. 56), und daraus ergeben sich Folgen für die Sprache, worauf Rée allerdings nicht hinweist. Wir müssen versuchen zu präzisieren: Es gibt im Judendeutschen verschiedene Funktionalstile, die nicht einfach durch die Begriffe „religiös“ und „geschäftlich“ charakterisiert werden können, aber doch mit verschiedenen Lebenssphären zusammenhängen.

Es gibt eine spezifische judendeutsche Kaufmannssprache, bei der Soziolekt und Fachsprache sich verschränken. Dieses Phänomen ist bisher nicht untersucht worden. Daß sich das Judendeutsche in weiten Gebieten Europas als Verkehrssprache der Juden bewährt hat, wird nicht nur nicht bestritten, sondern häufig betont. Die mühelose Verständigung beruht darauf, daß die spezielle Kaufmannssprache eine Koiné darstellen konnte.

Über die mündliche Kommunikation wissen wir naturgemäß wenig. Man darf annehmen, daß ein Sprecher des Judendeutschen, der ohnehin mit Partnern der nichtjüdischen Umwelt anders sprach als mit Juden, sich auch anders ausgedrückt hat, wenn er mit einem unmittelbaren Nachbarn redete, als wenn er mit einem Juden aus entfernter Landschaft ins Gespräch kam: Er wird in diesem Fall Regionalismen möglichst vermeiden haben. Auf diese Weise ließ sich tatsächlich Einheit in der Mannig-

faltigkeit bewerkstelligen.

Die Mannigfaltigkeit der Funktionalstile harrt noch der Untersuchung. Der Materiallage wegen sei noch einmal ein Rückgriff auf das 18. Jh. gestattet: Die judendeutschen Brautbriefe Moses Mendelssohns unterscheiden sich sprachlich erheblich von den Briefen an seine Schwiegermutter, in denen es wesentlich um Geschäftliches geht. Nicht nur enthalten diese weit mehr semitische Etyma als jene, sondern auch die syntaktischen Differenzen sind erheblich. Einen Sprachvergleich der Briefe an die beiden Adressatinnen habe ich bereits in Angriff genommen.

Moses Mendelssohn hat sich mühelos mit Judendeutschsprechern in weiten Gebieten verständigt. Diese Feststellung ist banal, weil allgemein bekannt. Und doch hat er, der schon als Vierzehnjähriger aus Dessau nach Berlin kam und hier die Sprache der Berliner Aufklärer annahm, die anhaltinische Phonetik treu bewahrt. Darauf ist noch niemand aufmerksam geworden! In seinem mit David Friedländer gemeinsam herausgegebenen Lesebuch für die jüdische Freischule⁶ findet sich ein Hinweis auf die Aussprache des Graphems *e* im Deutschen, die weder dem Standarddeutsch noch dem Berlinischen entspricht: „Das *e* wird oft wie ein *ae* ausgesprochen. Am häufigsten geschieht solches am Anfange eines Worts, wenn das *e* am Ende der Sylbe steht, wie in Lesen, Leder, legen, Feder. In andern aber behält es seinen eigenthümlichen Laut; wie in ewig, gehen, sehen, stehn etc.“⁷ Es ist heute nicht mehr mit Sicherheit zu sagen, welche Teile des Lesebuchs Mendelssohn und welche Friedländer erarbeitet hat. Moritz Stern, der Herausgeber des Reprints, vermutet, die Passage, der das Zitat entnommen ist, stamme von Friedländer, doch halte ich das nicht für wahrscheinlich: Friedländer kam aus seiner Geburtsstadt Königsberg nach Berlin; in beiden Regionen war diese Aussprache nicht üblich, wohl aber in Dessau.

Literatur

Dohm, Ch. W. (1781): Über die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berlin/Stettin.

Gelber, M. H. (1986): Das Judendeutsch in der deutschen Literatur. In: Moses, S./Schöne, A. (Hrsg.): Juden in der deutschen Literatur. Frankfurt/M., S. 162ff.

⁶ Mendelssohn/Friedländer 1779.

⁷ Mendelssohn/Friedländer 1779, S. 2f.

Mendelssohn, Moses/Friedländer, David (Hrsg.) (1779): Lesebuch für jüdische Kinder – Zum Besten der jüdischen Freyschule. Berlin. Nachdruck der Soncino-Gesellschaft. Berlin 1929.

Rée, Anton (1844): Die Sprachverhältnisse der heutigen Juden, im Interesse der Gegenwart und mit besondrer Rücksicht auf Volkserziehung besprochen von Dr. Anton Rée. Hamburg.

Simon, Bettina (1988): Jiddische Sprachgeschichte. Frankfurt/M.

Simon, Hermann (1987): Ausgrabung einer Ausgrabung. In: Nachrichtenblatt des Verbandes der Jüdischen Gemeinden in der Deutschen Demokratischen Republik. Juni 1987, S. 9f.